

Gute Schuhe

Autor(en): **Lombard, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **79 (2001)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-341607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gute Schuhe

Gelegentlich, wenn uns in einem Medium das Bild eines Künstlers/einer Künstlerin begegnet, ist im Hintergrund ein Blick auf den Arbeitsplatz oder die Wohnung zu erhaschen. Meist sieht das alles recht solide aus.

Charles Lombard

Der Status der Kunstschaffenden in der Schweiz kann demnach nicht allzu schlecht sein. Aber ist er gut? Schwer zu sagen! Insgesamt ist da nur eine wattige Unbestimmtheit, ein lauer Anspruch einiger Menschen, Künstler zu sein, eine freundlich desinteressierte Öffentlichkeit, ein meist platter, gelegentlich kurz aufgeregter kritischer Diskurs.

Der Stellenwert von Kunst im Allgemeinen springt hingegen geradezu ins Auge. Sicherlich hat es noch nie in der Geschichte eine derart von Kunst-Zeichen durchsättigte Gesellschaft gegeben wie die unsrige. Schon morgens um 6 Uhr 30 höre ich Barockmusik – ein Privileg, das früher allenfalls verrückte Aristokraten hatten. In meiner kleinen Stadt ist das kulturelle Angebot so dicht, dass ich es gar nicht ausschöpfen kann. Gehe ich auf Reisen, so lacht mir auf meinem Halbtaxabo Kunst entgegen. Der Zug trägt den Namen eines Schriftstellers, in Zürich empfängt mich ein Kunst-Engel an der Decke der Bahnhofshalle, im Bahnhof Basel ein Kunst-Monster, und so geht das immer weiter. Die Veranstaltungskalender quellen über von Events. Riesige,

wahnsinnig teure Hallen finden ihr Publikum. Auch im TV, anerkanntermassen einem Banausenmedium, kommen erstaunlich viele und gute Sendungen über Kunst.

Natürlich ist ein Grossteil dieser Kunst nicht Originalkunst, sondern technische Reproduktion von Kunstwerken. Darüber wäre wohl einiges noch zu sagen. Aber dass technisch hervorragende Reproduktionen von Kunst etwas mit Kunst zu tun haben, ist wohl keine Frage.

Betrachte ich meine eigene Sparte, das Schreiben, sieht es etwas kritischer aus. Zwischen theoretischem Status und eigentlicher Praxis besteht eine merkwürdige Diskrepanz. Auf einer Ebene des Kommentars über Literatur in Feuilletons, Sendungen elektronischer Medien, Prospekten, Buchhandlungs-Schaufenstern und natürlich im Small Talk wird der Anschein erweckt, dass diese einen ziemlich hohen gesellschaftlichen Stellenwert habe. Die Praxis des Buch-Gebrauchs ergibt aber ein anderes Bild: Es ist zu vermuten, dass ausserhalb eines Kreises von einigen tausend Menschen niemand es überhaupt nur merken würde, wenn es die einheimische Literaturproduktion eines Jahres nicht gäbe. Oder von drei Jahren. Und vielleicht auch von zehn. Denn diese Produktion wird ausschliesslich von einer kleinen Gemeinde echt Interessierter, von dazu sich verpflichtet fühlenden Verwandten und Bekannten der AutorInnen sowie einigen beruflich Motivierten ge-

kauft, und längst nicht alles, was gekauft wird, wird bis zum Ende durchgelesen. Der gesellschaftliche Impakt der gegenwärtigen Schweizer Literatur ist marginal. Dass durch sie unsere Vorstellung der Welt geprägt würde, liesse sich wohl nicht feststellen.

Und anderen Sparten geht es nicht unbedingt besser. Hängen die schönsten Bilder nicht in den Büros der Globalisierer, ohne diese von ihrem schändlichen Tun abzuhalten? Ist Theater nicht oft langweilig, Magie der Bühne und Lichteffekte ohne Inhalt? Und wo ist die aufwühlende Kraft der Musik geblieben?

**Ich glaube,
dass bezüglich
Kunstkonsum**

**eine Art
gesellschaftliche
Fehlernährung**

herrscht:

**Wir leiden an
Überkonsum und
Mangel-
erscheinungen.**

Ich glaube, dass bezüglich Kunstkonsum eine Art gesellschaftlicher Fehlernährung herrscht: Wir leiden an Überkonsum und Mangelerscheinungen.

Kleines Geld

Status ist Geld. Eine Umfrage der Gruppe Olten hat vor einigen Jahren ergeben, dass das jährliche Einkommen aus Literatur etwa in der Höhe mittelständischer Ferienbudgets liegt. Eher nur des Sommerferienbudgets. Die Einkommen sind unter anderem eine Funktion der Auflagehöhe. Man macht sich keinen Begriff davon, wie klein die Auflagen in der Schweiz sind! Als ich selber zur Gruppe Olten kam, war ich am Anfang schwer beeindruckt von der Prominenz, mit der ich am gleichen Tisch sass. Erst nach und nach realisierte ich, dass auch durchaus bekannte Figuren – bekannt eben aus der bereits erwähnten Kommentarebene – Titel oft nur im Hunderterbereich verkaufen, manchmal im Tausenderbereich, aber nur ganz selten über zehntausend. Am Buchpreis hat man 10 Prozent, ein Buch kostet 25 Franken. Die Multiplikation ist schnell gemacht. Zu diesen Tantiemen kommen die paar hundert Franken der paar Lesungen, gelegentliche Artikelhonorare und allerlei weit gestreute Stipendien, Preise und Zuschüsse.

Um von Büchern leben zu können, müssten AutorInnen entweder Massenauflagen erzielen oder aber am einzelnen Exemplar etwa 100 Franken verdienen, bei einer Auflage von 1000 Stück und einem Buch pro Jahr. – Oder wären 100 000 Franken zu viel? (Umsatz natürlich, in Relation zu setzen nicht etwa zu einem Lohn, sondern allenfalls zu einem Bruttoeinkommen.)

Interessanterweise ist die Lage etwas anders bei bildender Kunst, die zwar auch krass unterbezahlt ist, wo aber wegen des Originalaspekts doch eingesehen wird, dass das Einzelstück drei- oder vierstellig angeschrieben sein darf. Wieder ein anderer Fall sind Konzerte, wo auch vom breiten Publikum sehr fein unterschieden wird zwischen Weltact (hoher Preis o.k., da Starfaktor) und Musik mit menschlichem Mass («300 Franken Abendgag für ein bisschen Musizieren?»).

Gewiss braucht es einige Fantasie oder Information oder persönliche Erfahrung, um sich vorstellen zu können, wie Kunstwerke entstehen. Trotzdem dürfte bekannt sein, dass künstlerische Kreation eine zeitlich aufwendige Angelegenheit ist. Aber dass diese Kreation Gelder von einkommensmässiger Dimension auslösen sollte – in zwanzig Jahren beispielsweise mindestens eine Million Franken –, scheint den Horizont definitiv zu übersteigen. Man muss vermuten, dass noch immer viele – und durchaus auch Kunstschaffende – den Satz unterschreiben würden: «Nur die Armut gebiert Grosses». Obwohl die gleichen Menschen eine kritische Distanz hätten zu Sätzen wie: «Nur mit billigen Turnschuhen läuft man Weltrekord?» oder «Nur hungrige Bankdirektoren erwirtschaften Profite».

Grosses Geld

Wie wir alle wissen, ist Kunst nicht einfach arm. Es gibt Bereiche, in denen

viel Geld umgesetzt wird: Hollywood-film, Warenhaus-Bestseller, Musical, Hallen-Rock, Subventionsklassik, Hitparaden-Pop, Grossgalerienmalerei usw.

Zur Sphäre des grossen Geldes hat, wer für kleines Geld arbeitet und etwas auf sich hält, eine vorgeblich kritische, vielleicht aber auch nur verklemmte Distanz. Selbstverständlich kann man die Kommerzialisierung mit gutem Recht beklagen. Viele Produkte sind wirklich verachtenswert. Es trifft teilweise zu, dass Kommerzkunst nur Bestehendes zusammenmixt, das von armen Streetfightern erfunden und diesen abgeluchst worden ist. Aber auch grosskommerzielle Produkte müssen sich ihr Publikum erobern! Es braucht Mut zum Risiko. Genaue Einschätzung der Trends. Hochprofessionelle Arbeit. Gefühl. Und der finanzielle Druck zwingt zu Innovation, die von höchster Qualität sein kann.

Es hat einmal eine Debatte Hochkultur kontra Massenkultur gegeben, und wenn diese auch ins letzte Jahrhundert gehört, als die Medien- und Massenkultur erfunden worden ist und heute eher uncool ist, so geistern die damit verbundenen Werte sicher noch mancherorts herum. Viele sich selber als kultiviert verstehende Menschen plagen sich mit dem Wissen, dass das kollektive Unterbewusste – und leider auch das eigene – weit mehr von Ramsch als von Kunst alimentiert wird. Daraus zu schliessen, dass nun erst recht die hohe Kunst verteidigt werden müsse, scheint mir eine einseitige Sicht. Bei genauer Analyse kann man nur staunen – das Publikum weiss es natürlich –, in welchem Masse Kommerz Momente der Wahrheit zustande bringt. In Sitcoms zum Beispiel, sozusagen gratis zum Unterhaltungswert dazu geliefert. Ich jedenfalls hüte mich, künstlerische Qualität zu Auflagenhöhe oder anderen Verbreitungskriterien in Beziehung zu setzen. Viel wichtiger ist die Frage, wie viel Zynismus, kalkulierte Ver-

führung und Ausbeutung im Spiel sind – alles Aspekte, die auch der höheren Kunst nicht fremd sind.

Kommerz-Kunst hat die grosse Stärke, dass sie die Menschen ernst nimmt – wenn auch nur als KonsumentInnen – und keine Angst vor ihren Ansprüchen und Bedürfnissen hat. Das ist eine Qualität, auch eine künstlerische! Dass ein grösseres Publikum ein schlechteres wäre, lässt sich ja wohl nicht a priori behaupten. Sicher ist, dass es viel Mut braucht, vor viele hinzustehen, um ihnen etwas Verantwortbares zu bieten. Beim kleinen Geld höre ich oft, man denke auf keinen Fall an ein allfälliges Publikum, sondern folge nur der inneren Stimme. Kein Wunder, dass dann das Publikum auch nicht an solche KünstlerInnen denkt!

Das Amateurideal

Es ist leider eine Tatsache, dass man professionelles Engagement nicht in unbeschränkter Masse zur Verfügung hat. Wer seinen Lohn hauptsächlich in einem mittelständischen Beruf mit seinem Leistungsdruck oder in einem prekären Job verdient, ist in grösster Gefahr, für seine künstlerische Betätigung nurmehr amateurmässige Energie und ein amateurmässiges Selbstbild übrig zu haben. Das bedeutet: Wenn für künstlerische Leistungen Geld im Mikrobereich normaler Arbeitsentschädigungen geboten wird, kann dafür nur Amateurkunst gekauft werden. Das ist für alle an diesem Handel Beteiligten schlecht, auch für die Kunst-Konsumierenden. Wie kann man meinen, dass etwas so Subtiles, Schwieriges und Wichtiges wie Kunst, das direkt die Seele berührt, von schlecht bezahlten TeilzeiterInnen ausgeführt werden darf, wenn es doch selbstverständlich ist, dass man sich beispielsweise für eine Operation nur einer professionell arbeitenden, gutbezahlten Chirurgin anvertraut?

Kommerz-Kunst
hat die grosse
Stärke, dass sie
die Menschen
ernst nimmt und
keine Angst
vor ihren
Ansprüchen
und Bedürfnissen
hat.

**Der Status der
KünstlerInnen ist
ambivalent.**

Kunst ist eine heisse Sache

Kunst fand im Feudalismus an den Höfen, bei den Katholiken in der Kirche, im Kommunismus im Palast des Volkes statt. In unserer Gesellschaft wird Kunstkonsum in der Abteilung Freizeit und Unterhaltung abgehandelt. Das ist konsequent und hat seine Konsequenzen. Aber es ändert letztlich nichts daran, dass Kunst nach wie vor auch moralische Instanz ist, Ratgeberin in schwierigen Zeiten, Hexenwerk und Gegenlogik, Aufklärerin über die dunklen Seiten der Seele, Trösterin für Traurige, Warnerin vor verdrängten Gefahren, Sinngeberin in der Wirrnis, Forscherin in Extrembereichen des Formalen usw. Nur dadurch unterscheidet sie sich nämlich von anderen, ähnlichen Bereichen wie Kunsthandwerk, Design oder Werbung.

So gesehen ist es nicht erstaunlich, dass der Status der KünstlerInnen ambivalent ist. Die Menschen fühlen genau, dass gute Kunst dort entsteht, wo jemand in einen sehr direkten und unmittelbaren Kontakt mit dem Ungeformten, Noch-nicht-Gesagten, dem Chaotischen tritt, es gewissermassen in die Hand nimmt, um es zu formen und dann in die Alltagswelt zu bringen. Das ist eine heisse Sache, und der Tausch solcher Werke gegen Geld kann nicht anders als problematisch sein. Die Gesellschaft verfolgt das Wirken ihrer KünstlerInnen mit sehr gemischten Gefühlen, auch und gerade, wenn diese genau das tun, was von ihnen verlangt wird. Die Sphären des Unbewussten und Symbolischen sind für jeden existenziell, aber für viele mit Verboten belegt. Wer dort – professionell – tätig ist, den bewundert man vordergründig vielleicht, aber hintergründig schwingt auch Neid mit. Neid, dass er das darf und dass er es wagt.

Aber wagen wir es wirklich? Sind wir mutig genug? Ich habe oft das Gefühl, dass in der Schweiz – in den Industrieländern, in der weissen Mittelklasse – bei der

Herstellung von Kunst eine Art existenzieller Druck fehlt, und dass das in den Werken zu fühlen ist. Nur wer um sein Leben rennt, rennt wirklich schnell. Oder weit. Nur wer seine Identität voll auf Kunst abstellt, stellt sich die wirklich wichtigen Fragen, lernt sein Metier à fonds, holt sich den notwendigen Rat und hält Kritik aus. – Die Frage dieses existenziellen Drucks darf aber nicht mit finanzieller Knappheit gleichgesetzt werden. Im Gegenteil!

Das Kerngeschäft

Kunst war in früheren Zeiten ein seltenes Ereignis. Nur die Eliten waren in regelmässigem Kontakt mit Kunstwerken und kannten sich in den Formensprachen und Trends aus. Zum Teil möchte man sich noch heute an einem solchen Kunstverständnis orientieren. Vergebliche Mühe! In unserer Zeit des Zeichen-Überflusses stellen sich die Fragen ganz anders.

Heute haben wir ein Mengenproblem. Die laufende künstlerische Produktion ist umfangreich und weltweit relevant und sie ist in Produkten, Medien und Werbung immer präsent. Dazu kommt – Last der Geschichte –, dass alles Geschaffene dokumentiert und zugänglich ist und mitberücksichtigt werden will. Und nun verdoppelt das Internet die ganze Masse noch einmal. Wer soll das alles bewältigen?

Auch bezüglich der Funktion von Kunst ist eine neue Situation entstanden. Heute beschäftigen sich ganze Branchen mit Themen wie Seele, Kreativität, Formgebung, Lebensführung, Moral, Geschichten erzählen, Rat, Dekoration, Unterhaltung, Belehrung, Sex usw., in der Kunst früher, in Arbeitsteilung mit der Kirche, Monopolistin war. Fast könnte man sich fragen, ob sie angesichts dieser Konkurrenz überflüssig geworden ist. Am eigenen Erfolg gescheitert.

Ich glaube nicht. Ihr Kerngeschäft ist weiterhin ganzheitliche und freie Deutung der Welt, und danach ist die Nachfrage garantiert, denn auf ihrem Kriechgang durch die Zeit schafft sich die Gesellschaft fortlaufend neue Sinndefizite, unabhängig davon, wie viele Kunst-Artefakte schon magaziniert sind.

Eine ganz andere Frage ist es, wie diese Nachfrage befriedigt wird. Wenn sich Kunst als Ganzes neu positionieren muss, so gilt dies natürlich erst recht für die Kunstschaffenden und ihre Werke. Für mich selber begleitend ist, dass wir mit damit leben müssen, dass es formal nicht mehr weiter geht. Das Alphabet, die Farbpalette, die Plots, die Gags, die Sounds, das Internet sind bekannt. Da es in den vergangenen hundert Jahren ein alles beherrschendes Dogma gewesen ist, die formalen Grenzen auszuweiten, ist davon auszugehen, dass das Spektrum in praktisch allen Sparten ausgeschöpft ist. Dieser modernistische, himmelstürmerische Gestus ist konservativ geworden. Vorbei ist damit wohl auch das seit der Aufklärung gehegte Zentralthema Mensch als autonomes, unabhängiges, alleine denkend-suchendes Subjekt, männlich. Neu werden eher bodennahe, filzige Themen und der Mensch als abhängiges, sozial gebundenes Wesen im Zentrum stehen müssen, auch die schwierige Genderfrage wird nicht Ruhe geben. Ganz allgemein formuliert, wird die Aufgabe lauten: Auf der Basis des bekannten Formenrepertoires im Rahmen der neuen medialen Szenerie etwas kreieren, was nicht andere Metiers besser können.

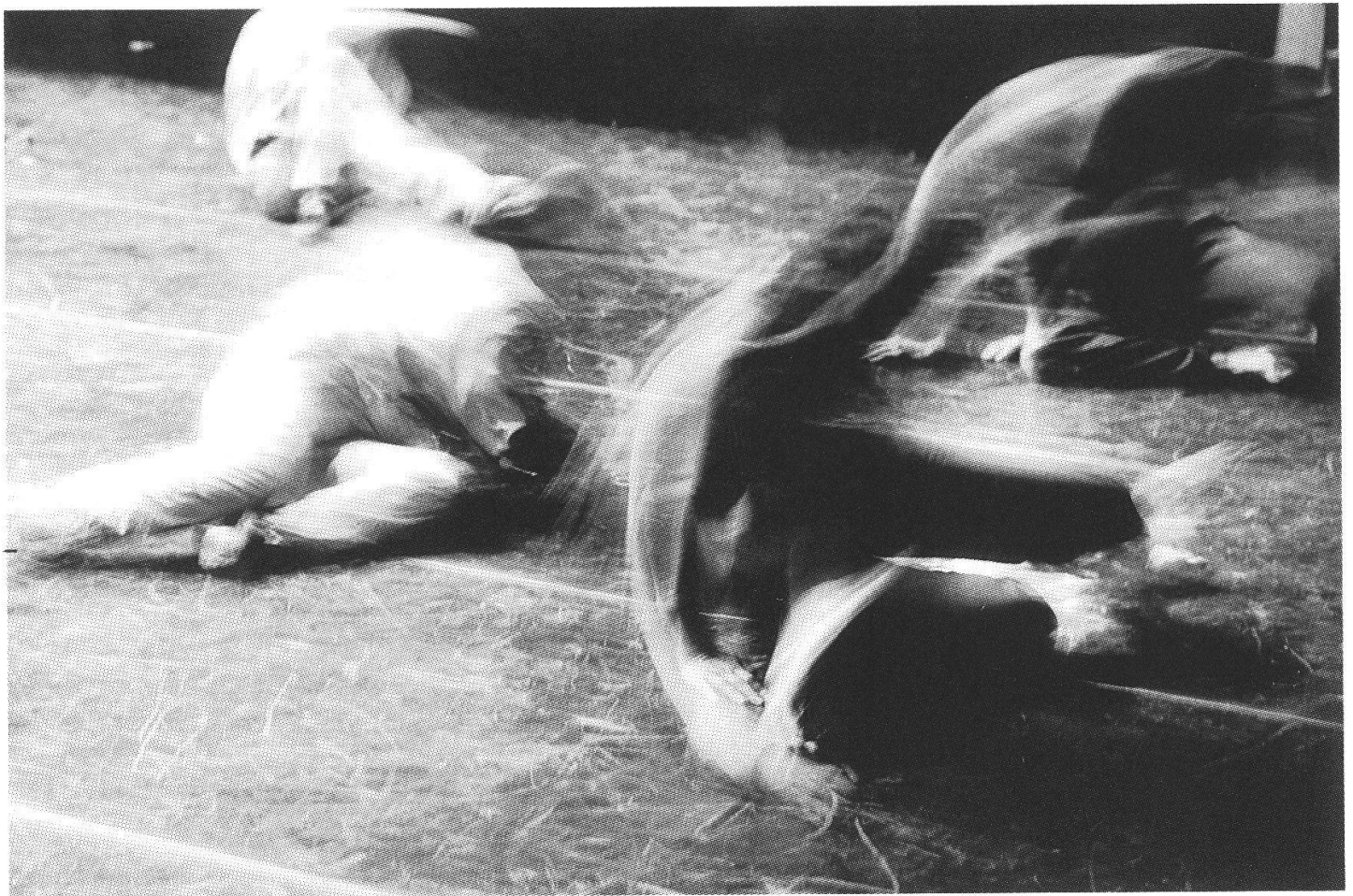
Die Frage ist dann: Was hat Kunst, was andere nicht haben? Die Antwort ist einfach: Freiheit. Im Konzert der vielen Stim-

men ist sie die einzige, die nicht von vornherein im Dienste äusserer Interessen steht.

In diesem Zusammenhang etwas unterschätzt wird meiner Meinung nach das Privileg der Öffentlichkeit, das Kunst in Anspruch nimmt und das ihr auch gewährt wird. In unserer Bilderflut wird es als zu selbstverständlich gesehen, dass jeder sein Ding in die Welt hinaus posieren kann. Das ist aber eine Täuschung. Öffentlichkeit ist ein Machtaspekt. Bilderkonfektion und -verbreitung unterliegt grossem politischem Druck und mehr oder weniger offener Kontrolle. Die Frage, was im Rahmen der herrschenden Bedingungen unter dem Aspekt der Freiheit wie gesagt werden kann und gesagt werden muss, ist wie eh und je die grosse Herausforderung.

Und zum Schluss: Status ist egal. Geld ist egal. Sie werden von der Gesellschaft verliehen, und das tut sie nun mal nach ihren eigenen Kriterien. Kunst ist Kunst. Wir machen, was wir wollen. Status ist letztlich ein Selbstwertgefühl, das man aus sich selbst heraus schöpfen muss. Wenn ich an meinen Plots oder Dialogsequenzen sitze – zurzeit arbeite ich in dem besonders gering geachteten Format Sitcom –, denke ich oft: Kunst ist die Königsdisziplin! – Ich kann das auch begründen. So ganz unter uns gesagt: Es ist wegen der Kontingenz. Ein leeres Blatt, ein virtuelles Publikum – eine offenere Situation, eine schwierigere Aufgabe lässt sich nicht denken.

Charles Lombard, La Chaux-de-Fonds, 1953, Dramatiker, zurzeit an der Sitcom von Radio DRS 2: «Vier wie wir».



Fotos: Lisa Schäublin

